

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterhaltung und Stillehung niederer Vergnügungssucht gedient hat, die bis zum Ueberdruß mit toter Ueberlieferung belastet ist und in deren Luft die Gestalten seiner Träume und Erfindung nicht atmen und Leben gewinnen können. So mag es kommen, daß dem Dichter das „Volk“ fehlt, aus dessen und für dessen Erleben er dichtet und gestaltet; dem Darsteller das Publikum, dem er die Gestalten des Dichters lebendig und unmittelbar vermitteln kann; dem Publikum der Dichter, der seiner tiefinnersten Sehnsucht Ausdruck und Gestalt verleiht, und die Bühne, auf der es sich selbst, so wie es denkt und fühlt, wiederfindet.

Ein Ort des Suchens und Tastens ist heute das Herz der Menschen; eine Stätte des Unbefriedigtseins und der Sehnsucht nach Schönheit, Erhabenheit und Größe ihre Seele. Nicht Aufpeitschung und Rißel verlangt die Seele des kommenden Menschen, sondern Ruhe und stille Ergriffenheit. Nicht nach Unterhaltung schreit sein Herz, sondern nach festem Halt, damit es nicht zerrissen werde im Zwiespalt der Gefühle, und nach Führung und sicherem Weg, damit es nicht weiter dahintaumle auf schwankendem Grunde.

Nicht das ist wesentlich, daß das Theater mit immer neuerbettelten Zuschüssen weiter kümmerlich sein Dasein friste. Aber daß wir alle darnach trachten und unsere Kräfte darauf lenken, eine Stätte zu errichten, die uns zur Sammlung ruft und uns unser verlorenes Ich wiederfinden läßt, das tut Not. Erst wenn diese heute in uns noch schlummernde, kaum erkannte Sehnsucht zum vollbewußten Willen erwachsen ist, erst wenn wir alle und jeder an dem Platz, an den ihn das Leben gestellt hat, diesem Ziel zustreben, erst dann wird der Boden bereitet sein, auf dem wir das neue Theater errichten.

H.

Bücher.

„Der mißverstandene Bismarck.“

Unter diesem Titel ist vor kurzem (im Verlag von Reimar Hobbing, Berlin 1921) eine Veröffentlichung des ehemaligen langjährigen Chefs des Pressedienstes im Berliner Auswärtigen Amt, Otto Hammann, erschienen. Es ist klar, daß ein Mann aus solch intimer Nähe zur politischen Hauptwerkstätte einer Großmacht vieles zu berichten weiß, das für unser Bemühen um eine wissenschaftliche Erkenntnis der Vorgeschichte des Weltkrieges von Wert ist. Allerdings hatte Hammann, was er an neuen Enthüllungen beisteuern konnte, bereits in seinen in den letzten Jahren erschienenen Erinnerungen („Zur Vorgeschichte des Weltkrieges“, „Der neue Kurs“, „Um den Kaiser“) niedergelegt. Aber es kommt in dem vorliegenden Buche doch noch manches hinzu. Und indem wir hier von der Schrift eine kurze Charakterisierung geben, gilt diese mehr oder weniger auch von jenen Erinnerungen, was dem ein und andern Leser nicht unerwünscht sein mag. Wir haben ferner Anlaß, uns mit diesem neuen Buche zu beschäftigen, weil der Verfasser sich mit seiner Stimme auch ausdrücklich an das Ausland wenden will. Allerdings ist sein Hauptzweck offensichtlich nicht die Feststellung der internationalen Verantwortlichkeiten am Kriege, das heißt die Lösung des Problems der deutschen Schuld gegenüber der Entente, bezw. gegenüber der Welt und dem Weltfrieden überhaupt. Hammann untersucht vielmehr in erster Linie die Verantwortlichkeiten der Organe der deutschen Außenpolitik gegenüber dem deutschen Volk, will sagen gegenüber dem eigenen nationalen Interesse. Das wäre eine interne deutsche Angelegenheit. Doch ist es ja ohne weiteres klar, daß wir auch an solchen Auseinandersetzungen nicht vorübergehen dürfen, wenn wir zu einem vollständigen Bild von der modernen politischen Weltgestaltung kommen wollen.

Der literarische Wert des Buches ist zwar nicht bedeutend, so lesbar es geschrieben ist. Es ist kein Werk aus einem Guß. Es ist auch sachlich keine gleichmäßige Darstellung: gewisse Zeitabschnitte sind ausführlicher berücksichtigt, andere nur gestreift. Die koloniale Seite des politischen Weltgeschehens ist, wie zumeist

bei deutschen Darstellungen, nur unvollkommen ins Auge gefaßt und ihre Bedeutung auch für die europäisch-kontinentale Welt deshalb nicht genügend erkannt.

Aber Hammann wollte eine Geschichtsdarstellung dieses Charakters offensichtlich auch gar nicht oder doch erst in zweiter Linie schreiben. Er wollte ein kritisches Buch herausbringen, kritisch gegenüber der nachbismarckischen Außenpolitik Deutschlands, gegenüber der „kaiserlichen Weltpolitik“. Und diese Kritik konzentriert sich vor allem auf ein Problem, auf die Stellungnahme gegenüber England. Hammanns Schrift tritt damit in Reih und Glied mit einer größeren Zahl anderer Publikationen ähnlicher Tendenz, unter anderem auch mit den Denkwürdigkeiten v. Eckardsteins.

Nun ist unserem Eindruck nach Hammann allerdings nicht nur kein Historiker, sondern auch kein eigentlich politischer Kopf oder wenigstens kein politischer Denker. Die Fragen, Lösungen und Urteile, die in seinem Buch uns entgegentreten, tragen nicht die Zeichen energischen Durchachtseins an der Stirn. Die Erörterung und Zergliederung der Probleme bleibt oft an der Oberfläche, wenn sie auch in flüssiger und gefälliger Formulierung auftritt. Es handelt sich mehr um eine (etwas leichte) publizistische Behandlung der Probleme als um eine energische Analyse politischer Gedanken und Tendenzen. Bei der durchgehenden Verwobenheit der politischen Kräfte und Strömungen in den letzten Jahrzehnten erscheint überdies bei Hammann die Behandlung der einzelnen Probleme oft zu isoliert, zu wenig aus der Gesamtanschauung der Dinge heraus angefaßt.

Wir können noch eine weitere Empfindung nicht unterdrücken. Wir gehören persönlich nicht zu denjenigen, die eine besondere Sympathie hegten für diejenigen Deutschen, die während des Krieges (und etwa schon vorher) von unserem neutralen Refugium aus mit dem alten wilhelminischen Deutschland, seiner inneren und äußeren Politik, in Fehde lagen. Aber ihnen gegenüber und denjenigen gegenüber, die seit Jahrzehnten in Deutschland selbst die Unannehmlichkeiten radikaler Opposition und manchmal auch echten Freimuts auf sich nahmen, scheint uns die Menge derjenigen, die jetzt, nachdem das alte Regime gestürzt ist, auf einmal aus ihren Herzen auch keine Mördergrube mehr machen und ebenfalls in rückwärtsblickender Kritik zu reden anfangen, nicht in besonders würdigem Lichte. Soviel wir wissen, hat bis zum Kriegsende auch das kritische Gewissen Hammanns sich öffentlich nicht geregt und er selber nennt doch jetzt so und so viele Erscheinungen des politischen Lebens Deutschlands, die zur rechten Zeit zu bekämpfen auch nach ihm ein Verdienst gewesen wäre, die laut zu bekämpfen, wie gesagt, manche andern längst auf sich genommen haben. Wir können uns jedenfalls nicht leicht vorstellen, wie ein amtlicher Pressechef ohne tagtägliche innere Spannung sein Amt versehen konnte, im Dienst eines Regimes, das er nach vielen Richtungen hin für unheilvoll ansah, wie er nun heute, wo es nicht mehr existiert, laut bekennt.

Wie der Titel der Hammannschen Schrift zeigt, tritt die Kritik des Verfassers an der nachbismarckischen Politik übrigens im Gewande der Autorität Bismarcks selbst auf. An Bismarcks politischen Lehren und Mahnungen, die man vielfach später mißverstanden habe, will er die „kaiserliche Weltpolitik“ messen.

Wir greifen zwei besonders wichtige Momente aus dem Gang des deutschen (und europäischen) politischen Schicksals heraus.

1. Nachdem der Nachfolger Bismarcks, Caprivi, 1890 den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, den Bismarck 1887 abgeschlossen hatte, nicht wieder erneuerte, schloß Rußland mit Frankreich ein Bündnis. 2. Zu dieser Allianz der beiden Nachbarn Deutschlands gesellte sich etwa ein Jahrzehnt später England, nachdem Deutschland englisches Bündniswerben in den Jahren 1898—1901 abgelehnt hatte. In diesen zwei Hauptstufen vollzog sich die Zernierung Deutschlands, bezw. der Mittelmächte.

Es liegt nun nahe, den Zusammenschluß der zwei Festlandgegner Deutschlands im Jahre 1891 zurückzuführen auf die Weigerung Deutschlands, mit Rußland den Rückversicherungsvertrag zu erneuern, und den späteren Hinzutritt Englands zur russofrankischen Gruppe zurückzuführen auf die Ablehnung des englischen Bündnisangebotes. Diese beiden politischen Handlungen resp. Unterlassungen Deutschlands wären also die zwei großen Kardinalfehler der deutschen Politik gewesen.

Wie stellt sich nun Hammann dazu? Er antwortet damit, daß er den echten Bismarck konsultiert. Auf diesem Wege kommt er (im ersten der erwähnten Fälle)

zu einer Rechtfertigung der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages, indem er der Ansicht ist, die russisch-französische Allianz hätte sowieso ihren Lauf genommen und indem er in der (mit dem Abreißen des nach Petersburg gehenden Stranges verknüpften) stärkeren Bindung Deutschlands an Oesterreich und seine Balkanpolitik offenbar keine Schwächung der Position Deutschlands erblickt und in der gleichzeitigen Annäherung an England (Helgolandvertrag 1890) eine Verbesserung seiner Lage. Aber kommt Hammann damit nicht in direkten Gegensatz zu Bismarck, der doch sowohl den Helgolandvertrag wie die Preisgabe des Rückversicherungsvertrages aufs schärfste verurteilte? Hammann weiß sich zu helfen. Bismarck habe eben im Ruhestande sich selbst eigentlich verleugnet. Es sei nicht der echte Bismarck gewesen, der nach 1890 den Rückversicherungsvertrag verteidigte; Bismarck habe vielmehr die schweren Erfahrungen mit Rußland in den letzten 10 Jahren seiner Amtszeit in den Hintergrund treten lassen.

Uns fehlt das Verständnis für diesen Gedankengang Hammanns vollständig; denn eben in diesen 80er Jahren, gerade in einer Zeit großer Russengefahr, hat Bismarck den Rückversicherungsvertrag mit Rußland abgeschlossen. Wir halten diesen Appell Hammanns vom inaktiven Bismarck der 90er Jahre an den aktiven Bismarck der 80er Jahre für falsch und würden lieber gesehen haben, wenn Hammann dem Rückversicherungsvertrag von 1887 und seiner eigenartigen Stelle im Gesamtsystem der bismarckischen Politik eine tiefergehende Analyse gewidmet hätte.

Ob er auch dann noch die erste entscheidende politische Handlung des neuen Kurses 1890 — was man ja von ihm zunächst nicht erwartet — so überzeugt verteidigen würde?

Gemäß den Mahnungen des sich nach Hammann also eigentlich selbst mißverstehenden Bismarck sei dann, so berichtet unser Verfasser weiter, nach seinem Tode in der deutschen Öffentlichkeit der Eindruck zurückgeblieben, daß sein teuerstes Vermächtnis an die Nation die Zarenfreundschaft sei. Dieses Dogma habe das schwerste Hindernis gebildet für jeden Versuch, einen vertrauensvollen Ausgleich der Gegensätze zwischen der stärksten Festlandmacht und der Weltmacht England herzustellen. Dieses Dogma sei aber nicht echte bismarckische Lehre aus der eigentlichen Schöpferzeit des großen Staatsmannes.

Damit kommt nun Hammann zu dem andern schicksalsvollen Augenblick der neuesten Zeit, zur Jahrhundertwende, wo Deutschland das englische Bündnis ablehnte. Da habe der mißverständene Bismarck dazu geführt, daß die deutsche politische Leitung eine falsche Behandlung Englands eintreten ließ. Wiederum bemüht sich Hammann, zu zeigen, daß der echte Bismarck die dargebotene Hand des Briten freudig ergriffen hätte. Er weist auf Aussprüche und diplomatische Schritte Bismarcks aus verschiedenen Jahren hin, unter anderm auf den Brief, den der Kanzler im November 1887 an den englischen Premierminister Salisbury geschrieben hat. An diesem Beispiele zeigt sich einmal deutlich, daß Hammann in der Interpretation von Quellenstücken nicht immer mit derjenigen Sorgfalt vorgeht, an die der Fachhistoriker gewöhnt ist. Hammann ist ja allerdings nicht der einzige, der jenen Brief auffaßt als eine Bündniswerbung Bismarcks gegenüber England, eine Auffassung, die aber grundfalsch ist. Falsch und dazu noch verschwommen, unpräzise und schillernd ist die Deutung, die Hammann seinerseits diesem wichtigen Dokument angedeihen läßt. In einer Schrift von 1918 hatte er behauptet, Salisbury sei einem Eingehen auf den ihm (von Bismarck) nahe gelegten Plan eines engeren Anschlusses ausgewichen. In der hier vorliegenden Schrift drückt Hammann im großen ganzen den betreffenden Abschnitt der früheren Schrift wieder ab; aber der eben zitierte Satz ist nun ersetzt durch: „Salisbury wich der verschleierte Einladung Bismarcks zu weiterem Gedankenaustausch über die russische Gefahr aus“. Und Hammann fährt sogar fort: „Ebenso wie sich Bismarck so lange als möglich die freie Hand bewahren wollte, scheute Salisbury vor einer formellen Bindung zurück“. An einer weiteren Stelle aber heißt es dann wieder: Bismarck habe deutlich England eingeladen, sich enger (mit Deutschland) zusammenzuschließen. Salisbury aber habe eine ausweichende Antwort gegeben.

Und nun, so sagt Hammann, kam 1898 ff. dieses selbe England (Salisbury war wieder Regierungshaupt) und ergriff seinerseits die Initiative zu einem Bündnis. Deutschland aber lehnte, weil es den wahren Bismarck verkannte, ab. Wie man

weiß, hat auf das englische Bündnisangebot Holstein (vom auswärtigen Amt in Berlin) an die Londoner Botschaft die Weisung gegeben, den Engländern vorzuschlagen, den Dreibund, also auch Oesterreich (und Italien), in das Bündnis einzubeziehen. Darauf aber ließen sich die Engländer nicht ein. Warum geht nun Hammann auf diesen springenden Punkt nicht näher ein? Hier, wo die beiden Parteien, die ja vorerst nur inoffiziell verhandelten, sich nicht einigen konnten, haben wir nämlich zugespitzt das gegensätzliche politische Interesse und Wollen Englands und Deutschlands (das ich im Weltwirtschaftlichen Archiv [Bd. 16, S. 468ff] auf einen möglichst kurzen Ausdruck zu bringen versuchte und vielleicht in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift ausführlicher darlegen kann). Wenn Holstein England zwar auch an den Dreibund heranholen wollte, aber auf dem Weg über Wien, so befand er sich in weitgehender Uebereinstimmung mit der bismarckschen Politik von 1887 und speziell mit der Tendenz des mehrfach erwähnten Briefes an den englischen Premier vom November dieses Jahres. Mir ist nicht verwunderlich, daß die deutsche politische Leitung auf die von Eckardstein mitgeteilte Bündnisform nicht glaubte eingehen zu dürfen und andererseits der Engländer nicht auf die von Holstein vorgeschlagene Form. Allerdings 1887 gelang es Bismarck, die Engländer so an den Dreibund, das heißt an Oesterreich und Italien (gegen Rußland) heranzuziehen, daß Deutschland nicht Gefahr lief, die russische Macht (und im Gefolge davon auch die französische) von England weg auf sich abziehen. Hammann hat sich in die Situation ungenügend hineingedacht.

Wenn die von England zunächst gewünschte Form des bündnismäßigen Hilfsversprechens von der deutschen politischen Leitung nicht angenommen werden konnte, so ist ja allerdings die Frage erlaubt, ob nicht zwischen Deutschland und England eine Verbindung möglich war, die Deutschland eingehen konnte, ohne die größte Befürchtung hegen zu müssen, die Feindschaft der Russen und Franzosen (die damals in den Kolonien so schwer auf England lastete) letzterem abzunehmen und in Europa magnetisch an seine eigenen Grenzen zu ziehen; sagen wir etwa durch Ergänzung des defensiven Hilfsversprechens durch ein unbedingtes Neutralitätsversprechen, oder durch ein bloßes Neutralitätsversprechen (im Sinne der deutschen Vorschläge von 1912). Jedenfalls so wie die Engländer um 1900 abzuschließen bereit schienen, war die Möglichkeit gegeben, daß Deutschland (mit Oesterreich) in Kampf geriet mit Russen und Franzosen, ohne daß die Engländer zur Hilfe verpflichtet gewesen wären. Wenn Hammann meint, ein solcher neben dem Dreibund laufender deutsch-englischer (Defensiv-) Vertrag hätte noch immer den Vorteil gehabt, daß England dann verpflichtet gewesen wäre, unter keinen Umständen auf die Seite der Feinde Deutschlands zu treten, so stimmt das eben nicht, falls nicht noch ein ausdrückliches (unbeschränktes) Neutralitätsversprechen hinzugekommen wäre. Daß die Engländer zu einem solchen bereit gewesen, ist uns wenigstens unbekannt. Das hätte die Bündnisfrage natürlich sofort in ein für Deutschland angenehmeres Licht gerückt. Wir wissen nicht, ob die deutsche Diplomatie zu einer solchen oder andern annehmbaren Lösung den Engländern gegenüber alle Möglichkeiten erschöpft hat oder ob das nicht geschah auf Grund der (auch von Hammann bestätigten) Tatsache, daß Holstein eine nachfolgende Einigung Englands mit Rußland sich nicht vorstellen konnte.

Jedenfalls nach den gescheiterten Bündnisverhandlungen legte sich nun der eiserne Ring um die Mittelmächte herum, als sich England erst mit Frankreich (1904) und dann mit Rußland (1907) zusammenschloß.

Hammann schiebt noch einen Hauptanteil an der zur Krisis und Katastrophe treibenden Entwicklung dem deutschen Flottenbau zu (während er die wirtschaftlichen Interessengegensätze, meines Erachtens zu Unrecht, ganz in den Hintergrund treten läßt). Er selbst läßt aber die englische Unruhe wegen der deutschen Flotte erst um 1905 erwachen und meint, damals habe dementsprechend auch die wachsende Vertraulichkeit Englands mit dem französisch-russischen Zweibunde begonnen. Dieser zeitliche Parallelismus ist nun aber ein Irrtum. England drohte schon während der englisch-deutschen Bündnis-Verhandlungen um die Jahrhundertwende: wenn das Bündnis mit Deutschland nicht zustandekomme, werde es sich mit Frankreich und Rußland zusammentun; ja die Engländer haben damals schon genau die materielle Basis angegeben, auf der 1904 und 1907 tatsächlich dann die Tripelentente

zustandegekommen ist. Hammann mag bei Eckardstein, mit dessen Anschauungen er ja weitgehend übereinstimmt, nachlesen, wie dieser Diplomat, der die Verhandlungen mit den Engländern um 1900 geführt hat, seiner Ueberzeugung Ausdruck gibt: Mit Ende 1901 war der Anfang der Einkreisung gegeben und in Folge davon der Weltkrieg.

Was die im deutschen politischen Amt entscheidenden Persönlichkeiten betrifft, denen Hammann fehlerhafte politische Leitung als Schuld zurechnet, so stehen (neben Tirpitz) Holstein und der Kaiser, dessen Friedenswillen er aber feststellt, im Vordergrund. Ueber Bülow kein böses Wort! Das fällt auf. Als ob in der entscheidenden Zeit nicht Bülow letztlich mit der Oberleitung die eigentliche Verantwortlichkeit gehabt hätte.

Wir könnten noch eine größere Zahl weiterer Punkte aus Hammanns Buch herausgreifen, Punkte, wo sich das kritische Gewissen des Historikers regt. Doch es sei an den zwei besprochenen Hauptbeispielen genug. Das Buch hat seinen Wert trotzdem, und was es an zuverlässiger Belehrung, zum Teil ja ganz neuer Belehrung bietet, das steht doch weit über dem Wert derjenigen Schrift, die wir im letzten Heft dieser Zeitschrift zur Anzeige brachten.

Hermann Bächtold.

General Alfred Krauß: Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg. J. F. Lehmanns Verlag, München.

General Alfred Krauß war vor dem Kriege nur in den engen militärischen Kreisen bekannt, die sich mit ernstesten Studien beschäftigen, besonders als der Verfasser des besten Buches über den Feldzug von Ulm 1805. Der Beginn des Krieges fand ihn als Kommandant der Kriegsschule, der Pflanzstätte des österreichisch-ungarischen Generalstabs, und deshalb zunächst ohne Verwendung im Felde. Erst Ende August bekam dieser, als „der Theoretiker“ bezeichnete General das Kommando einer Division auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Gleich nach der Uebernahme des Kommandos erfocht er den Sieg, der unter dem Namen „der Vernichtung der Timokdivision“ bekannt geworden ist. Bald darauf übernahm er das Kommando eines kombinierten Korps. Hier erwarb er sich bei den Truppen den Ehrennamen „Vater Krauß“, da er sich nicht scheute, seine Person und Stellung einzusetzen, um unnötige Blutopfer zu vermeiden. Aber nicht nur das Vertrauen der Truppen hatte er sich in der kurzen Zeit erworben; auch sein oberster Kriegsherr zeigte ihm nach dem ersten Zusammenbruch in Serbien (1914), daß man von ihm viel erwartete durch die Ernennung zum Generalstabschef des Erzherzogs Eugen, da ihm seines militärischen Ranges wegen das Armeekommando gegen Serbien nicht übertragen werden konnte. Mit Erzherzog Eugen ging General Krauß an die italienische Front, bis er nach 2 1/4-jähriger Dienstleistung als Generalstabschef vom neuen Kaiser zunächst das Kommando des I. Armeekorps in der Bukowina, bald aber die Führung einer Armeegruppe erhielt. Als dann die Isonzo-Offensive gegen Italien vorbereitet wurde, bekam Krauß das Kommando der Flitscher Gruppe, das er selbst als seine „schönste und erfolgreichste Verwendung während des Krieges“ nennt. In der Tat gelang ihm hier nicht nur der Durchbruch, sondern er konnte seine aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen zusammengesetzte Gruppe bis in den Raum zwischen Brenta und Piave führen. Noch bevor dort im Grappagebiet ein entscheidender Erfolg hatte errungen werden können, wurde Krauß wiederum abgerufen, denn man hoffte von dem tatkräftigen Mann, daß es ihm gelingen werde, durch Ausnützung der Hilfsmittel der Ukraine, die trostlose Lage der Monarchie zum Bessern zu wenden. Es wäre vielleicht noch nicht zu spät gewesen, aber seine Hände wurden gebunden und seine Maßregeln durchkreuzt, so daß der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten war.

Erst nach dem Kriege trat General Krauß an die Öffentlichkeit. Seine erste Tat war die Darlegung seiner Ansicht über den Treueid, den die Offiziere dem Kaiser von Oesterreich und Ungarn geleistet hatten. Er kann in dem Kaiser nur den Vertreter des Volkes und Landes erblicken und daher den ihm geleisteten Eid nicht als ein dem Monarchen persönlich zustehendes Gelöbniß anerkennen. Mit dem Verschwinden des Kaiserreichs verlor deshalb auch der Treueid seine Kraft. Dieser Auffassung wegen ist General Krauß hart angegriffen worden, ihm aber steht die Treue dem deutschen Volke gegenüber höher, als die veraltete persönliche Dienstpflicht einem Herrscher gegenüber, der sein Volk und Heer verlassen hat.

Aus diesem Geist der Treue gegen das deutsche Volk heraus hat General Krauß als zweites sein Buch „Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg“, geschrieben. Wenn man auch militärisch und politisch in mancher Beziehung anderer Ansicht sein kann, als der Verfasser, so liegt doch in diesem Buche ein ergreifendes Zeugnis von den Leiden, Kämpfen und Enttäuschungen eines Mannes, der von ganzer Seele und bis zuletzt seine Pflicht in den verschiedenartigsten Stellungen erfüllt hat, und der heute mit ebenso großem Eifer und dem Mut der Selbsterkenntnis an der Wiederaufrichtung des deutschen Volkes arbeitet. Man hat dafür General Krauß als alldeutschen Agitator verschrieen. Das ist er nicht, aber ein Mann, der mit aller Kraft seines Herzens an seinem Vaterlande hängt, und sucht, auf den Trümmern der Vergangenheit etwas neues, besseres aufzubauen und sein Volk besseren Zeiten entgegen zu führen.

— gl —

Die romantische Zeichnung von Runge bis Schwind, von Ulrich Christoffel.

Mit 84 Abbildungen. München, Verlag Franz Hanfstaengl, 1920.

Ueber die romantischen Künstler zu schreiben ist ein leichtes, sicheres Tun. Ihre Kunst aber, in der Vorstellung meist schon verlobert, zu fassen, das dürfte eine schwere, ernste Arbeit gewesen sein. Daß sie, wie das vorliegende Buch uns zeigt, so fein gelöst werden konnte, erscheint uns nur möglich, wenn Wissen ein Bedürfnis des Herzens wird. So nur wußte der Verfasser seine Objektivität zu wahren in all den schönen Anfechtungen, denen er ausgesetzt war.

Gleich von der ersten Seite an werden wir hineingezogen in das schwere Problem: Form oder Inhalt. Wann wird diese Frage gelöst werden? Fast möchte man wünschen nie, denn der zarte Flügelstaub ginge verloren unter der Vollendung der Form. Und wer mag ermessen, ob nicht das erste Zucken der Idee göttlicher ist als das fertige Menschenwerk? Wie schwer verträgt die romantische Kunst den harten edigen Rahmen, wie leicht löst sie sich in krausen Ranken auf. Sie isoliert den Gegenstand ihrer stets heftigen Liebe vom breiten Wachstum und ihre Wurzeln verschweben zu Arabesken. Darum vermag sie die Welt nicht zu erobern, vor allem die romanische nicht. Wie ein stilles Leid durchzieht dieser Gedanke Christoffels Buch. Wir leiden mit ihm, aber es wird uns reichlich, reichlich aufgewogen durch die unererschöpfliche Schönheit der romantischen Poesie.

„Das Romantische aufgefaßt als Liebe zum Objekt — ein Widerspruch in sich, denn es gehört zum Wesen des Objektiven, daß man es nicht lieben kann, nicht mit subjektivem Gefühl umfassen kann, ein Widerspruch, der nur deutsch ist und von andern Nationen als Vergewaltigung der Natur durch die Phantasie, als ein Machttrieb des Gefühls verstanden wird — aufgefaßt als Wunsch, das Universum seelisch für sich allein zu beanspruchen, konnte nie zum Fundament einer Kultur werden, sondern immer nur als Individualzustand eine momentane, großartige Macht erlangen. Die deutsche Romantik wollte aber gerade den isolierten Menschenwillen zum Gesetz der Welt erheben, wollte, daß ein Philosophengehirn Universum und Ewigkeit denkend durchdringe und als Gedanke aufbaue, daß eine Künstlerphantasie den Inhalt tausendjähriger Kulturen erschauere und als ein Bild gestalte, und darum wurde sie zu jenem tragischen Fragment im deutschen Kulturleben, das der Vermessenheit eines ziellosen Programms nirgends das Äquivalent einer vollendeten Tat gegenüber zu stellen hat. Was von romantischer Kunst und Literatur entstanden ist, war von Anfang an ein Torso, der die Phantasie anregte, das Wunder der erstrebten Gestalt zu errahnen. Ob wir deshalb eine Novelle von Eichendorff lesen oder ein Bild von Schwind betrachten, immer ist es, als ob wir nur einen halben Ring in der Hand hätten und damit im Land der Märchen, Phantasien und Träume nach dem Bruchstück suchen müßten, das unserm Teil erst die Zauberkraft verleiht.“

A. S. Pellegrini.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. — Schriftleitung und Verlag: Basel, Wielandsplatz 3. — Druck: Gasser & Co., Basel. — Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.